Nr. 21. (Alte Folge 99.)

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 10. Dezember 1844.

Zweck und Richtung: Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und gewerblichen Verhältnisse und jener des Auslandes. — Unsere Spalten sind für den Vaterlandsfreund geöffnet, um Ansichten und Wünsche über vaterländische Zustände und Staatseinrichtungen in den gesetzlichen Schranken, mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun.

Für Literatur und Unterhaltung.

Preis: Vierteljährlich bei der Expedition für 26 Nummern — 10 Sgr., bei allen Postanstalten des Preuß. Staates 17½ Sgr. und im deutschen Buchhandel vierteljährlich — 15 Sgr. Erscheint wöchentlich 2 Mal am Dienstag und Freitag.

Die Einrückungsgebühren betragen ⅔ Sgr. oder 2 Kreuzer für die gespaltene Borgiszeile.

Uebersicht.

Bunte Briefe. II. Zweiter Brief an Herrn Dr. Kloth.
Sozialismus. (Fortsetzung.) IV.
Ist es besser, arme Waisen in Konvikten oder in Familien zu verpflegen und zu erziehen. Von Dr. J. Müller.
Die „Hannover'sche Morgenzeitung".
Zur Literatur und Unterhaltung. Deutsche Poesie: Norddeutsche Klänge von F. Unzer. — Deutsche Literatur: Spenden zur deutschen Literaturgeschichte von Hoffmann von Fallersleben. — Deutsche Geschichte: Gustav Adolf, König von Schweden, der heldenmüthige Kämpfer für Deutschlands Religionsfreiheit. Von Eduard Sparfeld. — Das Testament. Von Karl von Kessel (Fortsetzung). — Mannigfaltiges. — Ein Gedicht ohne Titel.
Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

* Bunte Briefe.

II.

Zweiter Brief an Herrn Doktor Kloth.

Wenn Jemand sich niedersetzen will, ohne daß der dazu nöthige Sitz vorhanden ist: so fällt er, und wenn dieser Fall in der Regel einige Schadenfreude bei den Anwesenden erweckt: so gibt es doch Umstände, wo der Fall weniger Unbequemlichkeit nach sich zieht, als wenn man sich auf den Stuhl behaglich niedergesetzt hätte. Ein solcher Sitz war für Sie die Lessing'sche Stelle, und wenn ich diese in meinem gestrigen Briefe unter Ihren Behauptungen weggezogen habe, so glaube ich Ihnen dadurch einen Dienst geleistet zu haben, weil die Stelle in dem Sinne, in welchem Sie dieselbe genommen und angewendet hatten, sich ganz gegen Sie selbst kehrte. Heute werde ich mich mit der Note zu Ihrer Erklärung beschäftigen. Diese Note lautet:

„Das Gerücht, Herr Dr. Braun liefere nicht nur dem Advokat-Anwalte Stupp das Material, sondern sei auch der Verfasser der unter dem Namen von Peter Paul Frank erscheinenden Schriften, findet ziemlich allgemein Glauben. Wir wünschen, dasselbe sei unwahr, und glauben dem Herrn Dr. Braun einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihn darauf aufmerksam machen, damit er sich von dem argen Verdachte wo möglich reinige; denn solchartige Schriften könnten einem Manne, der die obige dringende Bitte mit der beigefügten gewissenhaften Versicherung veröffentlicht hat, doch wahrlich nur zur größten Unehre gereichen."

Sie besitzen viel Muth, verehrter Mann! denn hier greifen Sie den Advokat-Anwalt Stupp, den Dr. Braun und mich zugleich an. Ich vertheidige indessen nur mich selbst. Also was für Material meinen Sie? Es gibt Baumaterial, Schreibmaterial, Farbmaterial und wie viel sonstiges Material? Was für Material soll der Dr. Braun dem Advokat-Anwalt Stupp denn liefern? Sie meinen vielleicht das Material zu den „Letzten Hermesianern". Und wenn der Dr. Braun dem Advokat-Anwalt Stupp das Material lieferte, was hätte dieses denn zu sagen, wie könnte ihm das zur größten Unehre gereichen? Sie haben ganz eigene Begriffe von Unehre. Wer hat denn Raphael das Material zu seinen Bildern geliefert? Ich weiß das nicht. Aber wer ihm auch immer dies Material geliefert hat, sind darum die Bilder nicht die Bilder Raphaels? Und wenn Tell den Apfel von dem Kopfe seines Sohnes schießt, wer fragt darnach, ob Hans oder Kunz den Pfeil ihm auf den Bogen gelegt. Sie verrathen abermals, daß Sie kein guter Schütze sind, indem Sie zu glauben scheinen, es komme beim Schusse darauf an, nicht wer das Schwarze in der Scheibe getroffen, sondern wer die Büchse geladen habe, und in der That, wenn Ihre Büchse nicht sicherer als Ihr Styl trifft, so wette ich hundert gegen eins, daß Sie nie die Scheibe treffen, immer in's Blaue schießen, und wenn man Ihnen die beste Büchse von der Welt in die Hände legte.

Sie haben mich durch Ihre Erklärung zu den Schriften von Lessing geführt, und Sie werden mir daher gestatten, mich dafür dankbar zu erzeigen, und wie könnte ich dieses besser, als indem ich Ihnen aus den Schriften desselben Mannes eine Stelle anführe. Das zweite Buch seiner Fabeln beginnt, wie folgt.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre."

Einen so armseligen Trost kann man Jeder-

mann gönnen, der denselben nicht verschmäht. Aber Sie, Herr Doktor, sollten eher Ihre Seele befragen, als Sie solche Gerüchte allgemein verbreiten und sich der Gefahr aussetzen, von dem Advokat-Anwalt Stupp iniuriarum belangt zu werden. Denn wenn meine Ansicht von der Sache, die ich vorher ausgesprochen habe, nicht richtig ist, so haben Sie sich mehr wie einer Injurie, Sie haben sich einer Verleumdung gegen den Justizrath schuldig gemacht. Ich will Ihnen dieses beweisen:

Ein Advokat muß im Stande sein, jede Rechtssache zu vertheidigen, es ist gleichviel, welcher Art von Recht dieselbe angehört. Schlägt ein Rechtsstreit in das Bergwesen, in das Wechselrecht, in das gemeine bürgerliche Recht, in das Kirchenrecht ein, Alles gleichviel, der Advokat muß im Stande sein, dieselbe zu vertheidigen. Das Haus des Advokaten muß, wie Cicero lehrt, das Orakel der ganzen Stadt sein.*) Ein Advokat muß aber insbesondere im Stande sein, eine Rechtsfrage aus dem Gebiete des Kirchenrechts zu vertreten. An allen Universitäten wird das Kirchenrecht gelehrt, alle Juristen müssen das Kirchenrecht hören, alle Advokaten müssen darin eine Prüfung bestehen. Herr Stupp hat überdies Theologie, insbesondere Kirchengeschichte bei berühmten Lehrern gehört, ist wegen seiner Tüchtigkeit zum Königlichen Justizrath ernannt worden. Nun entsteht die Verleumdung unter Anderm, nach Lehre des Kriminalrechts, durch Andichtung solcher Thatsachen, welche den Beleidigten als unwerth seines Standes oder seiner Würde darstellen. So z. B. ist es, nach Feuerbach, eine Verleumdung, wenn Jemand von einem Offizier sagt, er sei beim ersten Kanonenschusse davon gelaufen, wenn Jemand von einem Professor sagt, die Hefte, die er ablese, habe er von seinen Vorfahren gekauft, das Weitere ergibt sich von selbst, und ich rathe Ihnen, mein Bester, nur geschwind zu erklären, Sie hätten den animum injuriandi bei Veröffentlichung dieser Thatsachen nicht gehabt. Das wird Ihnen vielleicht durchhelfen, wenn Herr Stupp es der Mühe werth halten sollte, Ihnen auf dem Gebiete der Rechtssprechung entgegenzutreten.

Ich will nun zur Beurtheilung des andern Theiles Ihres Satzes übergehen, und wir wollen sehen, ob Sie dabei besser wegkommen. Also der Dr. Braun soll nicht blos dem Advokat-Anwalte Stupp das Material liefern, sondern auch der Verfasser der unter dem Namen von Peter Paul Frank erscheinenden Schriften sein. Grausamer Mann! was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich um mein ganzes Dasein bringen, daß Sie mich im buchstäblichen Sinne vernichten. Ich habe eine Zeitungsnachricht angeführt, welche sagt, Sie seien durch gewisse Briefe zum Kampfe gegen die Hermesianer ermuntert worden, ich habe diese Nachricht nicht gegen Sie, sondern gegen Herrn Nellessen angeführt, und dafür — dafür sprechen Sie mir das Dasein ab! O me miserum! Und das thun Sie auf ein Gerücht hin! Und auf ein Gerücht hin sprechen Sie mein Eigenthum dem Dr. Braun zu! Aber wenn Sie mich auch für nichtexistirend halten, was nöthigte Sie denn, meine Schrift oder meine beiden kleinen Schriften einem Andern zuzuschreiben? Müssen denn dieselben einen Verfasser haben? Können sie sich nicht selbst gemacht haben? Denn daß eine Schrift sich nicht selbst gemacht habe, sondern einen Verfasser haben müsse, wenn man ihn auch nie gehört, nie gesehen, wie Sie wahrscheinlich mich nie gehört, nie gesehen haben, das schreiben die Hermesianer meiner Vernunftnöthigung zu. Aber Sie? Sie wollten in diesem Punkte ein Hermesianer werden, um die Hermesianer zu bekämpfen? Unmöglich. Aber was ist es denn, was Sie zu dieser Aufforderung treibt? Ist es etwa Neugierde? Herr Pfarrer Kloth, nur Neugierde? Hören wir aber Ihren Lessing wieder. „Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! Nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheu's trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name Deß, der das blose Organ dieser Gründe ist? Er nützt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum gibt, welches alle vernünftigen Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen, noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte sonst wo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben." Ich habe nur ein Zeugniß angeführt, welches Sie bestreiten, ich habe meine eigene Autorität dafür gar nicht eingesetzt, sondern ich habe meine Quelle genannt, meinen Bürgen gestellt, und so oft ich Etwas gegen Sie anführen werde, werde ich auch die Gründe angeben oder Ihnen meine Autoritäten stellen. Was kann es Ihnen also verfangen, wenn Sie wissen, ob ich wirklich eine Person oder Nichts als ein paar Buchstaben bin, die so oder so geordnet sind? Neugierig sein, blos neugierig sein, das muß ein Pfarrer nicht. Ich will Ihnen für diese Behauptung noch einen andern Gewährsmann, und zwar einen Kirchenvater, anführen, dessen Worte in der Uebersetzung

*) Est enim sine dubio domus iurisconsulti totius oraculum civitatis. Cicero de Oratore I, 46.

also lauten. „Man kann allerdings fragen, wer der Verfasser dieser Schrift sei. Und man fragt mit Recht, wenn bei dieser Frage irgend Etwas herauskommt. Ist die Frage aber unnütz (infructuosa), warum soll die Neugierde sich anstrengen, da die Befriedigung der Neugierde keinen Nutzen hat? Bei jedem Buche muß man daher mehr auf den Nutzen sehen, den es dem Leser gewährt, als auf den Namen des Verfassers. Und wenn nun die Lesung dieses Buches nützlich ist, und wenn es geeignet ist, die Leser zu unterrichten, wer auch der Verfasser sein möge, was hat der Leser sich denn um einen Namen zu bekümmern, der den Neugierigen nichts nützen kann?"

Freilich sagen Sie, Sie wünschten, das Gerücht sei unwahr, und glaubten, dem Dr. Braun einen Dienst zu erweisen, wenn Sie ihn (öffentlich) darauf aufmerksam machten, damit er sich von dem argen Verdachte wo möglich reinige. Aber täuschen Sie sich nicht selbst, Herr Doktor! der Leser wird sich durch solche fromme, abgenutzte Wendungen nicht täuschen lassen. Wie, Sie wären so zärtlich für die Ehre des Dr. Braun besorgt, nachdem Sie in der Aachener Zeitung öffentlich gegen ihn aufgetreten, ihn als einen Widerspenstigen, seines Amtes Unwürdigen vor dem Publikum hingestellt, nachdem Sie eine Reihe falscher, entstellter, halbwahrer Thatsachen gegen ihn vorgebracht haben? Sie sollten in der That so zärtlich um die Ehre des Dr. Braun besorgt sein, Sie, der Sie denselben öffentlich, in einem politischen Blatte, in Wein- und Bierschenken vor Ihren Richterstuhl stellten? Fühlten Sie sich gedrungen, in der Sache mitzusprechen, und waren Sie in der That so sehr um den guten Ruf des Dr. Braun besorgt, warum wandten Sie sich denn nicht auf Privatwegen an ihn? Warum schlugen Sie den Weg nicht ein, den das Evangelium Ihnen in diesem Falle vorgezeichnet hat, einen Weg, den nicht allein die christliche Moral, die katholische Kirche, sondern den die vernünftige Moral schon vorschreibt. Sie behaupten, meine beiden Schriftchen, die Briefe an den Herrn Deycks und an den Verfasser der Neußer Broschüre, könnten dem Dr. Braun nur zur größten Unehre gereichen. Ob diese Schriftchen dem Dr. Braun, ob sie überhaupt Jemand zur Unehre gereichen, das kann dem Urtheil des Publikums, welches sie vor sich hat, überlassen bleiben. Ich selbst gebe sehr wenig auf diese Briefe, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich mich derselben Ihnen gegenüber zu schämen hätte.

Wenn Sie so sehr, mein achtungswürdiger Mann, um die Ehre des Dr. Braun besorgt sind, warum sind Sie denn nicht wenigstens eben so sehr um die Ehre Ihrer Freunde besorgt? Warum fordern Sie dieselben nicht auf, sich öffentlich zu nennen, damit der Verdacht nicht auf ihnen lasten bleibe, die schmählichen Artikel im „Katholiken" rührten von ihnen her?

Doch Sie gründen Ihre Behauptung darauf, daß der Dr. Braun die dringende Bitte gestellt habe, man möge ihn belehren, und meinen, eine solche Bitte und solche Schriften seien mit einander im Widerspruche, und hier treffe ich Sie wieder bei einem Geschäfte, womit Sie sich gar nicht befassen sollten, beim Räsonniren. Wenn ich Jemand um Belehrung bitte, mache ich mich dadurch sofort anheischig, die Belehrung schweigend anzuhören? Ist es mir nicht erlaubt, zu fragen, meine Einwendungen zu machen, meine Zweifel vorzutragen? Der Lehrer, der seiner Sache gewiß und gewachsen ist, dem werden die scharfsinnigsten Einwendungen die liebsten sein. Das gibt ihm Gelegenheit, seine Einsicht an den Tag zu legen, und durch Vernichtung der triftigsten Gegengründe seine Ansicht desto mehr im Geiste des Schülers zu befestigen. Wollten Sie, Herr Pfarrer, den Dr. Braun und seinen Schicksalsgenossen, den Professor Achterfeldt, belehren, ohne daß es ihnen oder sonst Jemand erlaubt gewesen wäre, Ihnen Einwendungen zu machen: so mußten Sie Ihre Kanzel besteigen. Auf Ihrer Kanzel, da sprechen Sie immer allein, und Niemand unter Ihren Zuhörern hat das Recht, Ihnen Einwendungen zu machen. Sie lehrten aber in einer politischen Zeitung und vergaßen, daß eine Zeitung keine Kanzel ist.

Die Professoren Achterfeldt und Braun haben gebeten, man möge sie belehren. Aber erhält dadurch Jeder sofort die Befugniß, ihnen gegenüber als Lehrer aufzutreten? Wenn ein König sagte: ich sehe zwar ganz gut, so gut, wie jeder Andere; aber es gibt Leute, welche behaupten, ich schielte, und mich deswegen zum Regieren für unfähig erklären; ich bitte daher alle Sachverständige, sich gutachtlich über mein Schielen zu äußern, damit ich mich, in dem Falle die Behauptung ihre Richtigkeit hat, operiren lasse: sollte er dadurch jedem Gaukler, jedem Pfuscher, jedem Bartscheer das Recht geben, ihm mit ungewaschenen Händen im Gesichte, in den Augen herumzufahren, ihn öffentlich zu besudeln und ihn dahin zu bringen, daß er nicht blos mehr schielte, sondern wirklich blind würde? Der König im Evangelium, der seinem Sohne Hochzeit hielt, sandte seine Knechte, weil die geladenen Gäste nicht gekommen waren, hinaus auf die Straßen und befahl ihnen, zur Hochzeit zu laden, wen sie fänden. Als der Hochzeitssaal so mit Gästen angefüllt war, fand er einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid hatte. Geladen waren Alle, auch der Genannte war geladen, aber er hatte kein hochzeitliches Kleid an, und deswegen sprach der König: „Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsterniß, da wird sein Heulen und Zähneklappern."

Herr Pfarrer, ich habe die Ehre zu sein

Ihr gehorsamer Diener

Peter Paul Frank.

⊙ Sozialismus.

(Fortsetzung.)

IV.

Wir haben die Lehre Cabets oder der ikarischen Kommunisten im Allgemeinen kennen gelernt und die Bedeutung ersehen, welche sie für die Welt schon jetzt gewonnen hat. Was die Theorie im Einzelnen angeht, so geht Cabet von dem Satze aus, daß der Mensch ursprünglich unwissend und seine Einrichtungen äußerst mangelhaft gewesen seien. Darum sei es durchaus verkehrt, überall auf die älteren Zeiten zurückgehen zu wollen; man müsse nur vorwärts streben, und wenn auch jetzt noch große Unvollkommenheiten in der gesellschaftlichen Ordnung sich zeigten, so lasse sich doch das Beste hoffen. Es sei nun aber durch die Natur bestimmt, daß jeder Mensch glücklich werde, und es sei auch jedem Menschen für sich möglich, glücklich zu werden; nur seine Unwissenheit und die Verdorbenheit Anderer hielten ihm dies Glück fern. Die Ungleichheit sei die Schuld der Verdorbenheit und der Laster der Menschen; aus der Ungleichheit gehen der Neid und der Haß hervor. Da nun aber einmal die Menschen an einander gewiesen sind, der Trieb nach der Gesellschaft ein natürlicher ist, so muß man das, was dieses Verhältniß trübt, aufzuheben suchen, es muß die Ungleichheit der Gleichheit Platz machen. Die Natur hat nach Cabet den Menschen Alles gleich zugetheilt, erst die Menschen haben den Begriff des Eigenthumes erfunden. Doch wäre dieser nicht zu verwerfen, wenn Alles gleich getheilt wäre; doch wäre auch dies wiederum nicht lange festzuhalten, und so bleibt wiederum das Eigenthumsrecht ein Unglück. Gerade dies Eigenthumsrecht hat Reichthum und Elend und damit alle Laster so allgemein gemacht, und diese lassen sich nur mit dem Eigenthumsrechte vertilgen. Man muß, um das Elend der Mehrheit zu heben, dem Reichthume Weniger ein Ende machen. Die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung taugt Nichts. Ein Volk muß eine Gesellschaft von Brüdern sein; darum müssen Alle gleich sein in Nahrung, Kleidung, Erziehung. Eine solche Gesellschaft oder ein Volk ist Niemandem unterworfen, dem Volke gebührt die Souveränität. Das Volk entscheidet alle Fragen über Nahrung, Erziehung, Familie, Arbeit u. s. w. Zuerst werden Fragen berathen; dann wird das Gesetz von einer Kommission von Bürgern entworfen, wobei wünschenswerth bleibt, daß es, wo möglich, von der Gesammtheit gutgeheißen werde. Denn in diesem Falle ist es der Ausdruck jedes einzelnen Wirkens, und darum dem Einzelnen auch werth. Wo aber, wie jetzt, bei der Ungleichheit des Besitzes und der Rechte die Menge bei der Entwerfung des Gesetzes gar nicht gefragt wird, gibt es für sie kein Gesetz. Die Ehe ist nach Cabet kein Uebel, er glaubt vielmehr, daß alle Menschen sich verheirathen sollen; aber daß sie in unserer Zeit so viel Unglück in ihrem Gefolge hat, das ist eine Wirkung des Verhältnisses der Ungleichheit; würde Gleichheit des Besitzes und der Rechte und gemeinsame Erziehung da sein, so würde die Ehe allgemein als die wahrste Verbindung zwischen Mann und Weib erkannt werden. Auch müssen die Kinder bei den Eltern bleiben, jedoch die Erziehung muß eine gemeinsame sein. Nemlich bis zum 16. oder 18. Jahre genießen alle Kinder dieselbe Elementarbildung, dann beginnt zugleich für Alle die professionelle. Der ganze Staat ist als gemeinschaftliches Eigenthum anzusehen, dessen Bebauung von den Repräsentanten der Bürgerschaft unter die einzelnen Bürger vertheilt wird. Nur auf diese Art kann das wüste Land urbar gemacht, der Ackerbau verbessert und der dreifache Ertrag gegen jetzt gewonnen werden. Auch die Industrie wird nach Cabet von der Repräsentation vertheilt und jeder einzelne Industriezweig wird in einer besonderen Werkstätte betrieben. In dieser Industrie werden die Maschinen nicht mehr für gefährlich gehalten werden, man wird vielmehr sich anstrengen, noch mehr Maschinen zu erfinden, um von mechanischen, den Geist niederdrückenden und entwürdigenden Arbeiten den Menschen frei zu machen. Dies ist nothwendig, daß die Arbeit leicht werde, weil das Glück des Menschen Ziel der neuen Ordnung ist. Und gewiß wird das Glück Aller die Folge sein. Prozesse, Gerichte, Strafen, Gefängnisse wird man in dem neuen, sozialen Reiche nicht kennen. Diese neue Ordnung ist nun aber jetzt möglicher, als früher, und wird mit jedem Fortschritt möglicher; sie ist daher in einem großen industriellen als in einem kleinen Staate ohne Industrie denkbar. Jedoch soll sie sich nicht mit Gewalt einführen, sondern erst durch den erklärten Willen der Mehrzahl, das Gesetz. Darum muß mit dem Worte ohne Unterlaß gekämpft, überredet und überzeugt werden. Durch Duldsamkeit und Mäßigung werden die Kommunisten, indem sie ihre innige Begeisterung für die neue Lehre damit an den Tag legen, mehr Anhänger gewinnen, als wollten sie Waffengewalt gebrauchen. Sie müssen unter sich eng zusammenhalten, die Gemeinschaft unter sich behaupten und so die brüderliche Liebe, welche das Fundament der Theorie ist, offenbaren. Das gegenwärtige Geschlecht mag darüber vergehen, das nächste aber wird für die Gleichheit vorbereitet sein. Wohl nicht auf einmal wird die soziale Gemeinschaft aus den bestehenden Verhältnissen sich herauslösen, sondern es wird erst eine Demokratie eintreten, die die Ungleichheit mehr und mehr aufhebt und die Gleichheit so immer näher kommt.

So weit die Einzelnheiten der Theorie Cabets. Wir haben schon angegeben, wie der ikarische Kommunismus sich nach dem Elsaß und der Schweiz verbreitete. In Paris treten auch deutsche Arbeiter ihm bei und unter ihnen fing bald der Schneider Wilhelm Weitling aus Magdeburg eine wichtige Rolle an zu spielen. Seine Schicksale, seine eifrige Wirksamkeit für den Kommunismus überall, wohin er kam, seine Gefangenschaft in der Schweiz, seine Verhöre durch Bluntschli, seine Ausstoßung, Abfüh-

rung nach Preußen, Gefangenschaft in Magdeburg und endliche Auswanderung nach England sind bekannt genug, und Züge aus seinem Leben haben wir neulich im deutschen Bürgerblatte in anziehender Schilderung zu lesen Gelegenheit gehabt. Weitling will vollkommene Rechtsgleichheit, für die ihm politische Reform nicht genügt. Er hält das persönliche Eigenthum für ein großes Unglück, für die Quelle alles materiellen Unglückes. Die Ungleichheit wird erhalten durch das Geld; ohne das System des Geldes würde nicht der zehnte Theil der Verbrechen begangen, die heute vorkommen. Zuerst in der Schweiz bildeten sich in Genf und Lausanne kommunistische Vereine. Diese betrachtete Weitling, da jährlich $^3/_5$ der Mitglieder aus den Kantonen auswandern, nur als Pflanzschulen, und Jeder erhielt die Aufforderung, mit seinen erworbenen Ideen, wohin er sich wende, zu wirken, seine Mitbürger über das, was ihnen Noth thue, aufzuklären, ihre Lage, Nothwendigkeit der Gleichheit aufzuklären. Das Zechen war in den Vereinen untersagt, und man rühmte ihnen nach, daß ihre Mitglieder gesitteter würden. Aber politisiren und Propaganda machen war Befehl. Die Vereine wollten Vorbilder der Gesellschaft werden; die Mitglieder richteten auch gemeinsame Kostanstalten im Vereinslokal ein und standen sich dabei sehr gut. Der Verein in Genf hielt sich einen Lehrer, welcher Vorlesungen zu halten hatte, fünf Stunden, und dafür fünf bis zehn französische Franken nebst Kost erhielt. Die Theilnahme wuchs; für den Druck des letzten Weitling'schen Buches gaben 4 Arbeiter ihre ganze Baarschaft von 200 Schweizerfranken her. (Forts. f.)

---

*Ist es besser, arme Waisen in Konvikten oder in Familien zu verpflegen und zu erziehen?

Die Verpflegung und Erziehung der verwaisten, armen Kinder ist der wichtigste Theil der Armenpflege, weil dadurch dem Staat nützliche und dankbare Glieder gebildet werden, welche, verwahrlost oder ungebildet, ihm und den Heimatsgemeinden zur Last fallen würden. Diese Pflege gut geleitet, ist eine Kapitalanlage, welche die höchsten und sichersten Zinsen trägt. Unbestritten ist sie wichtiger, als die Vorsorge, welche sich darauf beschränkt, arme Arbeitsunfähige zu ernähren und ihr Leben zu fristen.

Die Frage, wie jener Zweck am leichtesten zu erreichen, ob in Konvikten mit klösterlicher Einrichtung oder häuslich im Familienkreise? ist in jeder Beziehung praktisch-wichtig. Sowohl das Eine, als das Andere hat warme Vertheidiger und Gegner gefunden.

Die überwiegende Mehrzahl der Kinder wird im Familienkreise und durch Privat- und öffentlichen Unterricht für die bürgerliche Gesellschaft gebildet. Ist dieses Verfahren schlecht und in seinen Folgen schädlich, warum werden nicht alle Kinder auf Kosten des Staats klösterlich erzogen? Ist sie aber natürlich und gut, warum bei der winzig kleinen Zahl armer Waisen eine Ausnahme?

Die Erwägung der Gründe für und wider kann hier nur entscheiden, jeden Falls aber die Erfahrung den Ausschlag in der Wagschale geben.

Hören wir zuerst die Gründe der Vertheidiger der klösterlichen Erziehung. Sie sind:

1) Die bedeutende Ersparung an Verwaltungskosten durch die häusliche Erziehung der Waisen ist Nebensache und verdient keine Rücksicht, weil durch die Konvikte der Hauptzweck besser und sicherer erreicht wird.

2) Es kann durch sie Ordnung, gute Sitte, Gehorsam, Einheit und Vollständigkeit im Unterricht befördert, eine einfach nährende Kost und eine bessere, sorgsame Pflege in Krankheiten der Kinder gegeben werden.

3) Die Lebensweise in einem Konvikte, an eine feste, fast militärische Ordnung gebunden, wornach die Zeit des Schlafs, des Frühstücks, des Mittagessens, des Vesper- und Abendbrotes, der Unterrichtsstunden, der Erholung durch Spiel oder Bewegung im Freien und des Gottesdienstes geregelt wird, hat etwas Wohlthätiges, und durch Lehre und Ermahnung läßt sich auf die in einem Hause unter steter Aufsicht lebenden Kinder kräftiger einwirken, als wenn sie in Familien zerstreut sind Das Haus wird nicht einreißen, was Lehre und Unterricht aufgebaut hat.

4) Der Anblick solcher Häuser und der Waisen, in großer Zahl darin verpflegt, erweckt für den wohlthätigen Zweck eine innigere Theilnahme, und jedem Menschenfreunde wird es erleichtert, durch eigene Ansicht sich Gewißheit zu verschaffen, daß die armen Kinder leiblich und geistig erhalten und ausgebildet werden. Bei den periodisch mit diesen Kindern vorgenommenen öffentlichen Prüfungen kann Jeder leicht wahrnehmen, welche Fortschritte Alle und Einzelne gemacht haben.

5) Es ist rührend und zugleich erfreulich, die Kinder paarweise in geregelter Ordnung, von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt, in ihrer uniformen, eigenthümlichen Kleidung auf dem Spaziergange, bei öffentlichen Festen und Prozessionen vorübergehen zu sehen, und zwar mit fröhlichem Gesicht oft singend.

6) Da die Kinder bei der Entlassung aus dem Konvikt wegen ihrer Vermögenslosigkeit durchaus keine glänzende Ansprüche an die Welt haben, folglich im dienenden Stande ihr Fortkommen suchen müssen, so ist durch die Art ihrer Erziehung am leichtesten jeder Keim zu unpassenden sanguinischen Hoffnungen zu beseitigen, und es ist möglicher, daß sie, zufrieden mit ihrem künftigen Loos, sich in dieses willig fügen.

Dies die Hauptgründe für die klösterliche Erziehung; denn das Alter dieser Anstalten, welche seit Jahrhunderten fundationsmäßig bestanden, kann weder für, noch gegen sie entscheiden. Die Verwalter und Speiselieferanten haben sich wohl dabei

befunden. Die Hutmacher werden auf die Frage: ob es nicht zweckmäßiger sei, die Hüte abzuschaffen und statt derselben die bequemere Kopfbedeckung — die Kappen — einzuführen? gewiß nicht Ja sagen. Eben so wenig ist dieses von den Administratoren der Waisenhäuser zu erwarten, wenn man sie zum pflichtmäßigen Gutachten aufforderte: ob es nicht besser sei, der häuslichen Erziehung der Waisen den Vorzug zu schenken.

Die Gründe für die häusliche Erziehung sind:

1) Sie ist die natürliche und allgemeine, die klösterliche aber, von dieser abweichend, eine künstliche, in welcher die Früchte, gleichwie im Treibhause, zwar früher zur Reife gebracht, doch nicht so kräftig und gewürzreich werden, wie die im Freien erzogenen. Die bedeutende Ersparung an Verwaltungskosten und der Gewinn an Miethzins von Gebäuden wäre allerdings Nebensache, der Berücksichtigung unwerth, wenn durch die klösterliche Erziehung der Waisen ein vortheilhafteres Resultat zu erzielen sei. Dies ist aber der Punkt, um den sich die Frage dreht. Ist dieser Beweis nicht zu liefern, so ist jene Kostenersparung nicht mehr Neben-, sondern Hauptsache, weil durch solche es möglich wird, diesen Fonds zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen und eine größere Zahl armer, verwaister Kinder in die Pflege aufzunehmen, welches bei der Beschränkung der Einnahme und des Raumes der Gebäude zeither nicht möglich war.

2) Will man die Kinder pudelartig dressiren, so daß sie nach der Uhr und auf Kommandowort schlafen, beten, essen, lernen und gehen müssen, so ist dies freilich in einem Konvikt leichter, als im Familienleben zu erreichen. Was ist aber durch diese maschinenmäßige, immer lästige und oft peinliche Dressur zu erlangen? Wird das aus der Anstalt entlassene Kind nicht diese Fesseln gleich abschüttelnd, wie dies gewöhnlich und natürlich, zum Extremen überspringen? Wäre nur Ordnung und gute Sitte in klösterlichem Bering möglich, so müßten in der bürgerlichen Gesellschaft Unordnung, Unsittlichkeit mit allen Lastern im Gefolge, an der Tagesordnung, erst müßten alle Staatsbehörden in ihrer Wirksamkeit total gelähmt sein. Es gibt kein Land in Deutschland, in welchem der öffentliche Elementarunterricht nicht nach einem Plan geregelt ist, der auf Einheit und Vollständigkeit zielt. Wäre dies anders und besser in Konvikten, warum führt man diese bessere Lehrmethode allgemein nicht ein?

Die Hausmannskost, nahrhaft, aus wenigen Speisegattungen bestehend, ist für die Gesundheit am zuträglichsten. Nicht die Reichen, welche durch Mannigfaltigkeit gewürzter und den Gaumen kitzelnder Speisen sich überladen, sondern die Bürger, welche sich mit Hausmannskost begnügen, sind die gesundesten und kräftigsten Menschen. Lese man in Waisenhäusern den stereotypen Speisezettel, so wird man Hülsenfrüchte, harte Mehlspeisen und gesalzenes Fleisch für jede Woche finden, welche Kindern, denen es an öfterer Bewegung im Freien fehlt, schädlich sind. Meist haben diese armen Kleinen die Farbe der Stubenluft, sie sind nicht so kräftig, wie andere, den Skropheln mehr unterworfen, die Sterblichkeit ist größer. Gegen ansteckende Krankheiten sind sie weniger zu schützen, und ihre Pflege von Lohnbedienten, welche wegen des ständigen Wechsels der Waisen für diese nicht Anhänglichkeit haben, nie so sorgsam, als ein im häuslichen Leben erzogenes Kind, welches bald als Familienglied behandelt wird. Die Beispiele sind nicht selten, vielmehr häufig, daß gutgeartete Kinder Zutrauen und Liebe ihrer Pflegeltern gewinnen, welche dann für ihre Zukunft sorgen. Auf diese Art wird manches schlafende Talent und besondere Anlage zu einer Kunst oder einem Gewerbe geweckt. Bei der Generalisirung der klösterlichen Erziehung und deren Einrichtung ist Beides nie zu erwarten. Wende man nicht ein, daß diese Vortheile nur vom Zufall abhangen. Dies ist unwahr. Sie sind natürliche Folgen der häuslichen Erziehung, in der Liebe und Zutrauen Erwiederung findet und die Gewohnheit des Umgangs seine unwiderstehliche Macht ausübt. Nur in der Freiheit des Familien- und bürgerlichen Lebens, im Umgange selbstgewählter Freunde — in Konvikten nur sehr beschränkt und manchmal widrig — kann der Mensch sich vollständig ausbilden. Die Einseitigkeit wird verwischt, welche in der Klausur sich ausbildet und später jeden Fortschritt hemmt.

3) Die an feste Regeln gebundene militärische Ordnung in den Konvikten spricht gerade gegen diese Einrichtung. Es wird aber in der Familienerziehung der Waisen an guter Aufsicht fehlen und das Haus wird einreißen, was Lehre und Unterricht aufgebaut hat, wenn unverzeihlich grobe Fehler in der Wahl der Pflegeltern vorgefallen sind. Verwillige man diesen eine angemessene Entschädigung, denn die kärgliche hat immer die schlimmsten Folgen. Versteigerungen von armen Waisen an die Wenigstfordernden, aus übelverstandener Sparsamkeit oder Unverstand versucht, können da nur vorfallen, wo es an Aufsicht und Belehrung gänzlich fehlt. Es ist nicht schwer, Diejenigen als Pfleger der Waisen zu wählen, welche als ordnungsliebende, fleißige und brave Familienväter bekannt sind. Darin liegt eben der Vorzug der häuslichen Pflege der Waisen, sie bei den Tüchtigsten unterzubringen, während Nichtverwaiste von schlechten Eltern verwahrlost und durch böses Beispiel physisch und moralisch zu Grunde gehen. Durch den äußern Schein oder unrichtige Nachrichten getäuscht, zuweilen auch durch Nachlässigkeit, kann die Wahl auf schlechte oder für die Erziehung eines Kindes ungeeignete Pfleger fallen. Dieser seltene Mißgriff ist geschwind entdeckt und eine Aenderung leicht, daher nicht von bleibenden nachtheiligen Folgen. Die häusliche Erziehung der Waisen, soll sie segensreich sein, setzt Einrichtungen voraus, wodurch Vernachlässigungen und Mißhandlungen gleich zu entdecken und für die Zukunft zu verhüten sind. Am

zweckmäßigsten ist es, wie in einigen Ländern bereits vorgeschrieben ist, den Ortsvorgesetzten, Armenpflegern und Lehrern eine genaue Aufsicht über die in ihrem Bezirk untergebrachten Waisen zur Pflicht zu machen und über deren Behandlung periodische Berichte zu erstatten. Auch sind die besoldeten Sanitätsbeamten anzuweisen, über den Gesundheitszustand der verpflegten Waisen sich zu vergewissern, in eilenden Fällen gleich, sonst aber in ihren periodischen Berichten sich pflichtmäßig zu äußern und die nöthigen Maßregeln in Vorschlag zu bringen.

4) Die Beispiele, daß der Anblick der Waisen, besonders im Innern ihrer Klausur und der paarweisen Wanderungen den Wohlthätigkeitssinn von Menschenfreunden vorzüglich erweckt habe, möchte sehr zu bezweifeln sein, denn eben so viele Beispiele der Wohlthätigkeit durch Vermächtnisse und Sammlungen von Unterstützungen lassen sich bei der häuslichen Pflege in Zahlen nachweisen.

5) Rührend ist es allerdings, zu sehen, wie diese Kinder paarweise, in geregelter Ordnung von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt, in ihrer eigenthümlichen Kleidung bei Prozessionen, Volksfesten und geregelten Spaziergängen vorbeidefiliren. Aber dieser Rührung wird sich Wehmuth und Mitleid beimischen, wenn man bemerkt, wie diese verlassenen Kleinen von der Welt auffallend geschieden auftreten und wie ihre Armuth durch eine uniforme Livree öffentlich zur Schau gestellt wird. Dadurch wird wahrlich nicht Demuth erweckt, sondern eine bittere Nacherinnerung eines solchen schmählichen Zustandes. Die diesen Aufzügen zuschauenden Kinder werden stolz oder mit Verachtung auf Jene herabblicken, und wer bürgt uns dafür, daß bei Manchen unter ihnen jeder Keim von Ehrgefühl dadurch unterdrückt wird.

6) In Aegypten und Indien wurden die Kinder in der Kaste, welcher monopolistisch eine besondere Beschäftigung angewiesen war, für diese erzogen. Das ist jetzt anders. Dem Talent und der vorzüglichen Anlage für irgend einen Zweig der menschlichen Thätigkeit darf nicht ein unüberwindliches Hinderniß jetzt mehr entgegengesetzt werden. Der Staat ist verpflichtet, deren Aufschwung zu befördern. Die armen Waisen sind nicht ausschließlich zur Dienstbarkeit in der untersten Sphäre verdammt, und ist es die Absicht, in den Konvikten sie darauf hinzuweisen — zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber doch faktisch vorhanden — ihnen alle Hoffnung zu einem bessern Fortkommen in einer Beschäftigung zu rauben, zu der sie Neigung und Fähigkeit haben, so ist dieser Umstand allein genügend, der häuslichen Erziehung den Vorzug zu schenken.

Aber, wird man fragen, welche Folgen hat letztere gehabt, und haben sich diese in einer langen Reihe von Jahren für sie als vortheilhaft bewährt? Darüber kann Jeder sich überzeugen, weil in denjenigen Staaten, in welchen seit vielen Jahren die häusliche Erziehung der Waisen eingeführt ist, die Resultate deutlich vorliegen. Einzelne Mißgriffe und Unregelmäßigkeiten beweisen Nichts gegen die Einrichtung, welche als Ganzes, in allen Umrissen aufgefaßt, nur ein richtiges Bild abspiegelt.

Wollte man einwenden, daß fundationsmäßige Bestimmungen der Aufhebung mancher Waisenhäuser entgegenstehen, so verweise ich auf das unbestrittene Recht des Staats, mit religiöser Erhaltung des Zwecks der wohlthätigen Stifter, diejenigen Aenderungen in den Anstalten zu treffen, welche allgemein anerkannt besser und dem öffentlichen Wohl zuträglicher sind. Dr. J. Müller.

Die „Hannoversche Morgenzeitung".

Mit der Journalistik ist es schlecht bestellt im Königreiche Hannover. Man hat da eine „Hannöversche Zeitung", von der man, da sie im übrigen Deutschland wenig oder gar nicht bekannt ist, glauben könnte, daß sie ganz partikularistisch-hannover'sche Tendenzen verfolge; aber man würde hierin sehr irren, denn sie verfolgt in Wirklichkeit gar keine Tendenzen. Sie hält sich an den Grundsatz, daß „Thatsachen reden" (facta loquuntur), und spart deshalb alles Räsonnement; möglich wäre es auch, daß sie das „Räsonniren" für verboten hält. Unter jenen Thatsachen, die sie mittheilt, sind die interessantesten die Versetzungen, Beförderungen und Ehrenverleihungen der hannover'schen Staatsdienerschaft, in welchem Felde man ihrer Vollständigkeit und ihrem Wohlunterrichtetsein die vollste Anerkennung zollen muß. Neben diesem Blatte erscheint in Hannover ein belletristisches, „Die Posaune", — eine Posaune, vor der die Mauern von Jericho sehr sicher sein würden, und von der zuverlässige Männer entdeckt haben wollen, daß sie eigentlich nur ein ganz kleines Kindertrompetchen ist. Ferner gibt in Celle ein Herr Freiherr Eugen von Hammerstein ein Volksblatt heraus, das zur Zeit, als ich es kannte, sehr matte Deklamationen gegen den Zollverein und noch viel mattere Erzählungen brachte. Aus Pietät und in erinnerungsfreudigem Rückblick möchte ich hier auch noch des „Göttinger Unterhaltungsblattes" gedenken. Zur Zeit nämlich, als Referent in Göttingen eine frohe akademische Jugend verlebte, hatte sich dort unter dem abschreckenden Titel: „Lumpia," eine Verbrüderung des tollsten Unsinns unter den Studenten gebildet. Der § 5 der Statuten dieser Gesellschaft hieß: „Ehrenmitglied der Lumpia ist das Göttinger Unterhaltungsblatt, und dürfen außer ihm keine anderen gemacht werden." Auf der „Kneipe" hing ein mit allerlei Lappen und Lumpen umkränztes Exemplar. Diese thatsächliche Kritik einer sonst nicht allzu kritischen Studentenschaft war die bündigste und beste.

Das ist eine Skizze des Hannoverschen Zeitschriftenwesens. Vollständig ist sie allerdings nicht —

(unter andern sind die „Göttinger Gelehrten-Anzeigen" vergessen, die der alte Witzbold Kästner so charakterisirte: „Dieses Blatt ist auf das schlechteste Papier in der Welt gedruckt, — schade um das gute Papier!") — aber ich glaube, unsere Leser werden, nach dem Mitgetheilten, gar nicht begierig sein nach Vollständigkeit. Woher diese Dürftigkeit rühren mag? Wir wollen es hier nicht näher erörtern, wir wollen auch einmal die „Thatsachen reden" lassen, die Gründe liegen sehr offen.

Nach dem Vorausgeschickten wird man denken können, daß ich erstaunt war, als mir dieser Tage Probeblätter einer neuen Zeitschrift unter dem Titel: „Hannoversche Morgenzeitung" zugingen. Was eine „Hannoversche Zeitung," besagen will, habe ich oben zu charakterisiren versucht. Ein „Hannoverscher Morgen" ist dermalen ein ziemlich apogryphischer Begriff, aber wir wollen, trotz der geringen Aussicht, welche die nächste Zukunft hier zu bieten scheint, hoffen, daß ein solcher Morgen, in hellem, scharfem Lichte, endlich einmal nach der nun schon so langen trostlosen Nacht herein brechen möge. Doch dieser Wunsch hat zunächst Nichts zu thun mit der zu besprechenden Zeitschrift, wir wollen uns um die Worte weiter nicht kümmern, sondern das Blatt selbst, soweit es uns bis jetzt vorliegt, näher betrachten, da es uns alle Anerkennung und Empfehlung zu verdienen scheint.

Einen Prospekt enthalten die Probenummern nicht, wodurch wir zwar die nöthigen Aufklärungen über Richtung und Wesen der Zeitschrift entbehren. Andererseits aber knüpfen sich an das Wort „Prospekt" so viele Begriffe von getäuschten Erwartungen, daß wir einmal gerne auf einen solchen verzichten und unsere Beurtheilung und Anzeige blos auf das Gegebene gründen wollen.

Die Probeblätter bestehen aus vier Hauptnummern und einem Literaturblatt, was zusammen eine Wochenlieferung ausmacht. Was das Hauptblatt anlangt, so finden wir darin neben vielen einzelnen, recht geistreichen Korrespondenzen (meistens jedoch nur literarischen und artistischen Inhaltes), Beiträge von Emanuel Geibel, Viktor Strauß, A. Bock, K. Simrock und A. von Sternberg. Der Artikel des Letzteren (man sieht ihm noch nicht recht an, was er werden soll, ein Genrebild oder eine Novellette), „Das Familiendiner" betitelt, gibt uns einen neuen Beweis von des Verfassers wahrer Genialität in der Schilderung aristokratischer Geselligkeit. Er knüpft hier an ein Familienmahl, das bei Gelegenheit der Verlobung zweier jungen Leute abgehalten wird, eine förmliche Geschichte des sozialen Lebens in der vornehmen Gesellschaft und eine Schilderung ihres dermaligen Zustandes, die so vortrefflich ist, daß wir sie den Lesern unseres Bürgerblattes nicht vorenthalten wollen. Es heißt nämlich:

„Und das Gespräch, worin bestand dies? Nahm man, da diese Vereinigung ein Familienmahl war, die Familieninteressen in Anspruch? unterhielt man sich auf gute vertrauliche Weise über die kleinen Vorfälle und Begebenheiten, die sich im engeren Kreise im Laufe eines Jahres ereignet hatten? tauschte man, heiter plaudernd, Familienanekdötchen gegen einander aus? So würde eine Gesellschaft dieser Art sich vor hundert Jahren zurück unterhalten haben.

„Oder machten die Männer die Bewunderer der Damen, erschöpften sie sich in zierlichen Galanterieen? Rezitirte man kleine Poesieen von Voltaire und Gresset? Bot man den Damen ein Glas Wein oder eine Schale Eingemachtes mit jener Anmuth in der Biegung des Arms und der Haltung der Hand, wie sie Bernini in Marmor darstellt und Watteau sie in seinen Gemälden anbringt? So würde man sich vor fünfzig Jahren zurück unterhalten haben. Oder endlich, lagen Herren und Damen nachlässig hingestreckt in ihren Sesseln, rief man sich mit großer Ausgelassenheit Bonmots und verliebte Neckereien zu? Machte man sich, im Begriff eine Ehe zu schließen, über die Heiligkeit der Ehen lustig? Drückten die jungen Männer auf die entblößten Arme der Frauen (nicht der ihrigen) Küsse? So würde man sich vor dreißig Jahren zurück unterhalten haben; aber Nichts von allem Dem heutzutage. Man ist nicht mehr vertraulich wie vor hundert Jahren, aber man ist auch nicht affektirt und gespreizt, wie vor fünfzig, und vor allen Dingen, und dies ist eine köstliche Errungenschaft unserer Gesellschaft, man ist nicht mehr frivol und unsittlich, wie vor dreißig Jahren.

„Aber wovon spricht man denn heutzutage? Man spricht von ernsten Dingen, von Dingen, die den Geist beschäftigen und erheben, die Nichts mit dem Getändel, der Ziererei und der Verderbniß der Sitten gemein haben, von Dingen, die angehört zu haben, einer jungen unverheiratheten Dame nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Also spricht man vom Ruhme, von den Thatsachen der Geschichte, von den Erfolgen der Wissenschaft? Nicht so ganz; denn von allen diesen Gegenständen versteht man eben so wenig, als man vor hundert Jahren davon verstand, und man interessirt sich für sie eben so wenig, als damals.

„Aber wovon spricht man denn? — Man spricht vom Porzellan.

„Während der ganzen Tafelzeit untersucht man, ob die Fabriken von Dresden und Berlin mit denen von Sevres gleichen Schritt zu halten im Stande sind. Man entdeckt in Form und Güte des Stoffes Unterschiede. Vom Porzellan geht man auf die kleinen Pfeilerschränke von vieux laque über und endlich kommen die Lehnsessel mit geschnörkelten und vergoldeten Beinen an die Reihe. — So unterhält sich eine Gesellschaft, die gegen den Schluß des

(Siehe den Verfolg in der Beilage.)

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.
Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

zweiten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts zusammenkommt, um ein neues Familienglied in ihren Verein aufzunehmen. Haben wir es nun der Tugend recht gemacht? Kann man nun noch behaupten, daß die Revolution nutzlos für unsere höheren Stände vorübergegangen ist? Lehrte sie uns nicht vom Porzellan sprechen?

„Das ist sehr langweilig! — Aber wer sagt denn auch, daß unser Leben kurzweilig sei? Ihr Arbeiterklassen, ihr Männer des Gewerbes und der täglichen Mühe, ihr, die ihr uns um unsere Prunkgemächer, unsere mit Leckerbissen besetzten Tafeln, unsere Weine, unsern Müßiggang, unsere schönen und geputzten Frauen so beneidet, kommt, tretet herzu und seht, in welcher entsetzlichen Langeweile, in welcher geisttödtenden Mattigkeit wir unsere Tage hinbringen, wie wenig wir mit jenen hübschen Dingen Etwas anzufangen wissen. Wie Nichts da ist, was uns belebt und erfrischt, wie wir, blos um Etwas zu thun zu haben, uns gegenseitig die Heuchelei und die Selbstsucht in Portionen zumessen, wie sie für den stärksten Magen berechnet sind, und wie wir glücklich sein würden, wenn wir von dem Abhub von Fröhlichkeit, Herzensstärke und Lebenslust leben könnten, wie er von den Mahlen fällt, die euch das Leben auftischt. Ihr wollt unsern Reichthum? Nehmt ihn, gebt uns dafür euer frisches Blut, euer Lachen, eure verliebte Kurzweil, eure Sommernächte voll Poesie, eure Wintertage voll Arbeit. Ihr wollt unsere Tugend? Nehmt sie und gebt uns dafür, was wirklich Tugend heißen kann, nämlich Lebenskraft, Herzenskraft, Glaubens- und Liebeskraft."

Man sieht aus jeder Zeile dieser Schilderung, wie sehr Sternberg — im schroffen Gegensatze zu so vielen anderen unserer heutigen Romanschriftsteller, die aus purer eitler Ambition den Wouldbe-gentleman spielen — mit der Lebensweise der Aristokratie vertraut ist, wie er zwar mit einer gewissen Gewohnheitsliebe daran hängt, aber doch ihre Schwäche und ihre innere Haltlosigkeit weder sich selbst verheimlichen kann, noch uns verschweigen will.

Neben diesem Beitrag Sternberg's mit all der Blasirtheit, dem Rokkoko und den sonstigen übeln Eigenschaften der haute volée tritt uns E. Geibel in den von ihm mitgetheilten Gedichten in seiner ganzen ungetrübten, fast kindlichen Sinnesreinheit und in seiner vollendet künstlerischen Formenschönheit entgegen. Wo sich das religiöse Gefühl so offenbart, wie hier, da ist es echt und unverfälscht; man darf es nicht verwechseln mit den irrlichtelirenden Flämmchen der Mucker und Pietisten, die falb und trübe auf den Sümpfen einer schuldbewußten Vergangenheit oder eines verfehlten Lebens flackern. Gutzkow hat wahrlich sehr unrecht gethan, diese poetischen Produktionen Geibel's mit dem Namen eines Mischlings von moderner Lyrik und von Gesangbuchsversen zu bezeichnen.

K. Simrock zeigt sich in den beigesteuerten Gedichten in gewohnter Liebenswürdigkeit.

Dagegen scheint die Novelle von Viktor Strauß „Die Freunde," wenig zu versprechen, und die dramaturgische Studie von A. Bock: „Heinrich Percy," ist sehr unbedeutend, ein geistloses Phrasengedrechsel. Man hätte doch von dem Kritiker der „Universität Göttingen" und Biographen Schlözer's etwas Besseres erwarten können. A. Bock ist ein Hannoveraner und V. Strauß aus jenem Fürstenthume Bückeburg, das mit Heinrich Heine's Stiefel in eine so intime Berührung gekommen. Wahrscheinlich sollte in der „Hannoverschen Morgenzeitung" Ersterer die einheimische und Letzterer die nachbarliche Literatur in den Probenummern repräsentiren, und man hat es daher mit ihren Beiträgen nicht so genau genommen.

In der Rubrik „Zeitung", welche Korrespondenzen und sonstiges Gelegentliches und Nachrichtliches bringt, weht ein recht frischer und kräftiger Geist, und die Tendenzen des Fortschrittes machen sich auch hier geltend.

Das Literaturblatt, welches als „Beilage zur Morgenzeitung" wöchentlich einmal erscheinen wird, enthält Beurtheilungen von Karl Gödeke, mit jener kritischen Begabung und Hingebungsfähigkeit geschrieben, die man an ihm als Herausgeber von „Deutschlands Dichtern von 1813 bis 1843" und als Biographen des Freiherrn von Knigge (des Verfassers des „Umgang mit Menschen") kennt.

Wenn wir das Verzeichniß der Schriftsteller, welche Beiträge zugesagt haben — von denen, welche bereits in die Probenummern geschrieben haben, sehen wir hier ab — betrachten, so tritt uns vor Allem die Dürftigkeit Hannover's an literarischen Kräften entgegen. Bemerkenswerthe finden wir nur: die Romandichter Fr. Voigts und Henriette v. Bissing, den Novelisten O. P. v. Münchhausen und den Journalisten A. Oppermann. Als Repräsentanten der erzählenden Literatur finden wir im Uebrigen W. Alexis, Heinrich König, J. F. Lentner, Theodor Mügge, Therese (die Verfasserin des Falkenberg und der Lydia) u. A. Erfreulich aber war es uns, unter diesen Namen auch die von Männern zu finden, die als entschiedene Anhänger des Fortschrittes bekannt und geachtet sind, wie K. Andree, Berthold Auerbach, K. Grün, M. Honek, R. E. Prutz u. s. w.

Nach allem Dem scheint man der neuen Zeitschrift ein günstiges Prognostikon stellen zu können. Ihrem Wesen nach belletristisch, wird sie doch an den Bewegungen der Gegenwart regen Antheil nehmen, sie scheint für Norddeutschland Das werden zu wollen, was das Stuttgarter Morgenblatt für Süddeutschland ist. Daß ihr bei diesem Bestreben die materiellen Mittel nicht mangeln werden, dafür bürgt der Verleger, die Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Wir haben es für nicht unangemessen erachtet, unsere Leser in einer ausführlicheren Anzeige auf dieses neue Blatt, das von so bedeutenden Kräften unterstützt wird, noch vor seinem Erscheinen auf-

merksam zu machen. Sein Entstehen ist um so erfreulicher, da Hannover bisher, wie wir oben zu zeigen versucht, wenig oder gar nicht in unserer Zeitschriftenliteratur vertreten war, und wir wünschen daher dem neuen Unternehmen alles Glück und die verdiente Theilnahme.

Zur Literatur und Unterhaltung.

Deutsche Poesie.

Norddeutsche Klänge von F. Unzer. Kiel 1844, Bünsow. 22½ Sgr.

Ein Dichter aus Schleswig, ein patriotischer Dichter ergreift das Wort für sein von dem Dänenthume bedrohtes Stammland. Er hängt mit zartester Kindesliebe an seinem Vaterlande, Schleswig ist ihm der Wipfel der deutschen Eiche, der am lautesten von dem Wehen der Freiheit durchrauscht wird, es ist ihm der Hort Deutschlands gegen Norden. Ihn wollen die Dänen erobern, aber das ganze Volk wird ihnen widerstehen. Der Dichter klagt nicht bangherzig, er ruft auf zum kräftigen Streite, er verkündet den Sieg. Von Deutschland will er nicht lassen; denn, wie es auch jetzt aussehen möge, er weiß, daß ihm sein Recht nicht entgehen kann, daß auch für Deutschland der Tag der Freiheit kommen wird. Die Vaterlandsliebe des Dichters hat einen frommen, einen religiösen Grund. Darum ist sie so unvergänglich. Am Mittelmeere hörte er in einem Nachen auf den Wogen in stiller Nacht aus deutschem Munde das Lied ertönen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Da überfluthete seine Empfindung, sein Auge perlte, und er sang dem Sänger die Antwort. So preiset er sein Vaterland:

Warum Du mir, mein Vaterland, so theuer,
Du Ostseeland im Nord, du Buchenland,
Warum für Dich, rein, wie der Vesta Feuer,
Und unvergänglich meine Liebe ist entbrannt?

Du Land, Du starker Ast des stolzen Baumes,
Der deutschen Eiche Wipfel, ihre Zier,
Bist, als die Heimat meines Jugendtraumes,
Wie eine Mutter theuer, heilig mir.

Diesem Lande ist vom Himmel der Auftrag geworden, als feste Mauer Deutschlands zu stehen:

Das deutsche Land, wir schützen's vor dem Norden,
Der Auftrag ist vom Himmel uns geworden,
Des Himmels Mahnung sei von uns erkannt:
Auf! für das deutsche Vaterland!

Und an einer anderen Stelle:

Wir wollen steh'n, ein starker Stamm,
In Deutschlands heil'gen Wälderhallen,
Wir wollen steh'n, ein starker Damm,
An dem der Brandung Wogen schallen,
An dem die höchste Woge bricht,
Kommt sie von Nord herangezogen:
Heran, heran! wir weichen nicht,
Heran, heran, ihr nord'schen Wogen!

Auf Wen Schleswig-Holstein besonders seine Hoffnung setzt, das hat der Dichter deutlich genug in zwei an den Herzog von Schleswig-Holstein auf Augustenburg gerichteten Liedern ausgesprochen, in deren erstem er die Herzogthümer zwei verschlungenen Bäumen des Forstes vergleicht, in dem anderen aber also fortfährt:

Und in den Bäumen dort im Forst
Thront oben eines Adlers Horst;
Als Säg' und Beil da unten klingen,
Der Adler schlägt erzürnt die Schwingen.

„O, starker Adler, gib dem Beil,
Der Säge nicht die Bäume feil,
Sie sind ja Dein, Du darfst nicht leiden,
Daß Fremde trennen Deine Beiden.

Nicht blicke finster nur hinein,
Nein, stoße von der Höhe d'rein,
Nicht laß Dich aus der Krone jagen
Der Bäume, die den Horst Dir tragen.

Sie graben aus der Erde Schooß
Des einen Baumes Wurzeln los,
Ob deß nicht, kannst Du nimmer sagen,
Deß Zweige Deinen Horst Dir tragen.

Willst, starker Adler, kämpfen hier?
Stoß' nur hinab, wir steh'n zu Dir,
Nur, wenn Du kampflos fliehst bei Seite,
Geh'n nimmer wir für Dich zum Streite.

Wir wollen nimmer fallen seh'n
Die Bäume, noch den Horst vergeh'n;
Nur frisch zum Streit, thu' Du das Deine,
Von uns thut Jeder dann das Seine!"

Doch allzulange finster schau't
Der Aar, wie man den Stamm zerhau't,
Und als der Stamm nun ward gefället,
Der Aar sich in die Lüfte schnellet.

„Kannst Du nicht kämpfen für: was Dein,
Nie wird Dir unser Arm sich leih'n;
Der Herr kann nicht dem Baume nützen,
Der nicht es wagt, ihn zu beschützen."

Das Buchenpaar hab' ich genannt;
Der Adler? — Der ist wohl bekannt:
Der Adler wird die Flucht nicht wählen,
Wird Viel' der Treuen um sich zählen.

Deutsche Literatur.

Spenden zur deutschen Literaturgeschichte von Hoffmann von Fallersleben. 1. Bdchn.: Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts. Leipzig 1845, W. Engelmann. 20 Sgr.

Der berühmte Herausgeber, dessen deutsche Gesellschaftslieder wir vor einiger Zeit in diesem Bl. angezeigt haben, hat seine Forschungen in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts fortgesetzt und bietet uns als Ergebniß diese Spenden. Sie enthalten Aphorismen einiger nicht sehr bekannter Schriftsteller, wie Johann Buchler, Friedrich Petri, Burchard Genschedel, Schneuber, Christoph Lehmann, Samuel von Butschky u. A., und manche derselben sind so treffend, daß wir einige von ihnen unseren Lesern mittheilen wollen, ohne jedesmal den Urheber anzugeben. Mit dem auf dem Titel bemerkten politischen Inhalt ist es übrigens so gefährlich nicht.

1) Drei Frauen, drei Gänss' und drei Frösch' dabei machen ein Jahrmarkt mit ihrem Geschrei. —

2) Ach Gott, das muß groß Leiden sein, Nichts han und doch Viel schuldig sein, und da kein Rath noch Hoffnung ist, daß man kann zahlen eine Frist. — 3) Die Bande konnt' Niemand erfinden, damit man möchte die Gedanken binden. — 4) Ein blind Mann ein arm Mann! Noch ist das ein viel ärmer Mann, der sein Weib nicht zwingen kann. — 5) Eine lange Nase und spitzer Kinn, da sitzt der Teufel in. — 6) Es trinken Tausend eh'r den Tod, denn Einer stirbt von Durstes Noth. — 7) Alte Affen, junge Pfaffen und die ungezähmten Bären soll tu nicht ins Haus begehren. — 8) Trink' ich Bier, so werd' ich faul; trink' ich Wasser, häng' ich's Maul; trink' ich Wein, so werd' ich voll; weiß nicht, was ich trinken soll. — 9) Etliche kommen zum Amt *a.* per Nominativum, daß sie große Namen haben, *b.* per Genitivum, wegen Abkunft und Geschlecht, *c.* per Dativum, durch Gaben, *d.* per Accusativum, daß man Einen verleumdet, *e.* per Ablativum, daß man Einem nimmt, dem Anderen gibt, *f.* per Vocativum, ist rechtmäßig. — 10) Mancher nicht mehr zu rühmen hat, denn seiner Eltern edle That; der Maulesel macht viel parlaren, wie seine Eltern gute Pferde waren. — 11) Wer singen und lachen kann, der erschreckt sein Unglück. — 12) Einer wird gefragt, warum er sein Gebot und Lehre selbst nicht hielte? Der sagt: „Der Imperativus hat keine primam personam." — 13) Wer will haben ein sauber Haus, der laß Schreiber, Soldaten und Pfaffen d'raus. — 14) Jetzt hilft Manchem das Flattiren herfür, der sonst müßte bleiben hinter der Thür. — 15) Wer mit dem Kopfe nur oben aus will und nirgend an, der stößt mit Nichts mehr an, als mit dem Kopfe. — 16) Die Sonne scheint Jedem gleich, das kann eine Obrigkeit den Unterthanen nicht thun, sintemal sie keine Sonne ist. — 17) Es ist leider jetzund nicht neu, daß man gibt süße Wort' und falsche Treu'. — 18) Indem Christus, der Herr, zu Kana in Galiläa das Wasser in Wein verwandelt, hat er zu verstehen gegeben, daß Die, so von dem ledigen in den Ehestand treten, wirklich das Wasser in Wein, die Einsamkeit in Gesellschaft, die Gefahr in Sicherheit, das Trauern in Freude verwandeln. Wie die Lade des Bundes zwischen zwei Cherubim war, also will sich Gott zwischen zwei Herzen finden, die sich lieben, er will das Band der Freundschaft sein, damit sie beharrlich, stark und erfreulich bestehe, denn ja die eheliche Liebe viel löblicher auf Erden, als ähnlicher sie der himmlischen Neigung ist, so Gott gegen uns arme Menschen trägt. — 19) Lügen ist eine Eigenschaft der Sklaven; die Wahrheit aber sagen ist ein Schmuck freier Leute. Denn was größere Schwachheit kann gefunden werden, als seinem eignen Wissen und Wissenschaft widersprechen? — 20) Diejenigen, welche die Religion des Landes vertreten sollten, brauchen dieselbe nur als einen Vorhang ihres Staats, den sie nach Gefallen des Glückes und der Zeit eröffnen, wenn und wie sie wollen.

Deutsche Geschichte.

Gustav Adolf, König von Schweden, der heldenmüthige Kämpfer für Deutschlands Religionsfreiheit. Ein Volksbuch für alle Stände von Eduard Sparfeld. Leipzig, R. Friese. 1845. 1. Lief. 5 Sgr.

Diese Schrift, gewidmet den Gründern und allen Mitgliedern der Gustav-Adolf-Stiftung, will dadurch, daß sie das Leben des großen Schwedenkönigs erzählt, dazu beitragen, daß von allen Seiten der Stiftung, welche sein Geist ins Leben gerufen, auf der sichtbar sein Geist ruht, die freudigste Theilnahme zugewendet werde. Und es bedarf, um dafür zu entflammen, auch nur der ungeschminkten Erzählung seiner Geschichte. So wie einst vor seinem stolzen, blitzenden Auge die Welschen und ihre Freunde erbebten, so erschrecken noch jetzt vor seinem Namen die Feinde der Glaubensfreiheit, und so wie sein glaubensfreudiger Blick neues Leben in den Herzen seiner bekümmerten Glaubensgenossen entzündete, so muß auch noch jetzt die Erinnerung an ihn für Glaubensfreiheit und für die nach ihm genannte Stiftung begeistern. Eine populäre Schrift über ihn haben wir freilich kürzlich von Pastor König erhalten; jedoch ist diese so kurz, daß wir daneben dies nach den Quellen bearbeitete und lebendig geschriebene Buch Sparfeld's empfehlen können. Das vorliegende erste Heft erzählt die Geschichte Gustav Adolfs bis zu seiner Theilnahme am dreißigjährigen Krieg und schildert die beiden ersten Jahre dieses blutigen Kampfes um die Freiheit des Glaubens. Es ist mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Königs geschmückt. Den ungemein billigen Preis von 5 Sgr. für die Lieferung konnte der Verleger nur in der Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz stellen, — wir erwarten von der Theilnahme aller Freunde der Freiheit, daß er sich in derselben nicht getäuscht hat.

* Das Testament.

Von Karl von Kessel.

(Fortsetzung.)

„Sie thun mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht, Juwel meines Herzens!" sagte im schmerzlichen Tone der in der Verstellung geübte Rechtspraktikant. „Bereits seit einer Stunde schickt mein treues, nur Ihr zartes keusches Bild umfassendes Herz eine Legion von Seufzern Ihnen zu, um Sie zu dieser Schäferstunde einzuladen."

„O Sie Heuchler! Ich müßte Ihren Flattersinn nicht kennen. — Sie sind ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern fliegt und Honig saugt. — Ach, während Sie mir jetzt die süßesten Schmeichelworte zuflüstern, haben Sie vielleicht noch vor einer Viertelstunde eine Unschuld gemordet ...."

„Grausame! Sie spielen mit Männerherzen! O, ich war ein harmloser, unerfahrener Jüngling, ehe ich Sie kannte; in meinem jugendlichen Herzen ruhte die Unschuld und der Friede; ich war mit einem Lämmlein zu vergleichen, und jetzt — was bin ich jetzt?"

„Nun, das ist nicht schwer zu beantworten," sagte leise unser hinter dem Brunnen versteckte Lustig; „aus dem Lamm ist mit der Zeit ein Schaf geworden."

Allein die liebeskranke Jungfer Brigitta dachte nicht so, sondern erwiederte gerührt, indem sie ihrem Anbeter die welke Hand zum Kusse reichte: „Schmeichler, wer könnte Ihnen wohl widerstehen! Suchen Sie den Lohn Ihrer Treue in meiner ebenso feurigen Gegenliebe, in einer Liebe," setzte sie schwärmerisch hinzu, „die himmlischer Natur ist und weit, weit über das Grab reicht."

„Ach ja!" sagte der kleine Dicke eben so sentimental, „ach ja! das Grab zerstört oft die schönsten Hoffnungen und Wünsche!... Es zwingt uns, Alles zurückzulassen, was uns auf Erden lieb und theuer war, und oft kommen die Früchte unseres Fleißes in Hände, welche sie eben so leichtsinnig ausstreuen, als sie mühsam gesammelt wurden. Und wenn ich nun weiter nachsinne und mir die Möglichkeit denke, daß Das, was Ihr sparsamer Sinn, Ihre tugendhafte Enthaltsamkeit, Blume meines Lebens, sich als einen Nothpfennig bei Seite legte, einst eben so vergeudet werden könnte, so möchte ich blutige Thränen des Schmerzes weinen."

„O, dem soll schon vorgebeugt werden, Freund meiner Seele," entgegnete die liebeskranke Jungfer. „Meine Kinderchen, meine Goldengelchen, soll ein so schreckliches Loos nicht treffen."

„Mögen sie einst einen eben so zärtlichen Vater erhalten, als sie jetzt eine treue Mutter haben!" lispelte sichtbar gerührt der Rechtspraktikant.

„O mein Jeremias!" entgegnete Brigitta, indem sie ihre kleinen grauen Augen scheinheilig zum Himmel richtete und in ihre Blicke den möglichsten Ausdruck frommer Resignation zu legen suchte. „Sollte es dereinst des Herrn Wille sein, mich zu sich zu rufen...."

Ein tiefer Seufzer war des kleinen Dicken einzige Antwort.

„Sollte es des Herrn Wille sein, mich zu sich zu rufen," wiederholte die Jungfer mit noch frommerer Resignation, indem sie einen langen schmelzenden Blick auf ihren Anbeter warf, „nun dann, mein Jeremias, werden Sie mein alleiniger Erbe."

Ein Blitz der Freude zuckte über das hämische Gesicht des Rechtspraktikanten. In diesem Blick lag sehr viel. Er drückte die Begier nach den Schätzen Brigitta's und das daraus hervorgehende Verlangen nach ihrem baldigen Tode zugleich aus. Allein die Nacht gestattete der Jungfer nicht, dies zu bemerken und auch am hellen Tage würde sie schwerlich etwas Anderes, als Rührung, Dankbarkeit und Liebe darin gelesen haben, denn Kupido hatte ihr ja eine Binde um die Augen gelegt, und hinter dieser sieht man bekanntlich die Welt und deren Verhältnisse stets in einem magischen Lichte.

Genug, der Rechtspraktikant hatte Zeit, seine momentane Aufregung zu beschwichtigen und auf eine passende Antwort zu sinnen.

„Stern meines Lebens!" begann er in den süßesten Schmeicheltönen, „die Größe Ihres Geistes geht mit der Güte Ihres Herzens Hand in Hand! Die erhabene Uneigennützigkeit Ihrer Liebe schwellt mein Herz zum freudigsten Stolze, obgleich der Gedanke, daß es dem Himmel gefallen könnte, mir die Krone meines Lebens zu entreißen, meinen Augen Thränen entlockt!" (Hier zog der würdige Mann sein Taschentuch heraus und trocknete sich wirklich die Augen.) „Und doch," fuhr er heuchlerisch fort, „doch soll der Mensch auch nach Jenseits schauen! Oft kommt der Tod wie ein Dieb in der Nacht, deshalb kann man nicht vorsichtig genug sein. Hat Ihr liebendes Herz mich daher nun doch einmal zum Erben bestimmt, so denke ich, Sie geben diesem edlen Willen so bald wie möglich bindende Kraft. Denken Sie sich, Sonne meines Lebens! wenn Sie plötzlich ohne Testament das Zeitliche segneten und der erste beste Taugenichts käme und legitimirte sich als Erbe, und bemächtigte sich Ihrer Habe und Ihres Gutes und brächte es in Jahr und Tag durch, oder es fiele gar der Armenverwaltung zu, und das schmutzige Bettlervolk — das man von Rechtswegen eigentlich in die Karre spannen und mit Peitschenhieben zur Arbeit anhalten sollte — diese Tagediebe, sage ich, mästeten sich behaglich mit Ihrem sauren Schweiß" — —

„Halten Sie ein! Sie malen ein grausenerregendes Bild!" rief Brigitta; „schon der Gedanke daran sträubet mir das Haar in die Höhe! Aber dem soll vorgebeugt werden. Schon Morgen, ja schon Morgen soll der Notar kommen und das Testament anfertigen. Noch einmal! Sie werden mein Erbe, mein einziger, mein alleiniger Erbe!"

Abermals zuckte ein Blitz des Triumphes über das widerliche Gesicht des Rechtspraktikanten und abermals lispelte er in den weichsten Schmeicheltönen: „Flamme meines Herzens! Quell meines Lebens! meine Liebe kennt keine Grenzen mehr, ich möchte vor Dir hinsinken und Dich anbeten." —

„Ja, wie die Juden das goldene Kalb zu Babel!" ergänzte Lustig, der sich kaum mehr des Lachens enthalten konnte.

Aber die liebeskranke Jungfer dachte nicht so, sondern aufgelöst in Wonne und Seligkeit, streckte sie ihre langen magern Arme dem kleinen Dicken entgegen und lispelte zuckersüß: „O mein Jeremias! Mein theurer Jüngling! — Dein auf ewig!..."

(Forts. f.)

Mannigfaltiges.

— Berlin. Nach einer Verordnung in Beziehung auf die Sonntagsfeier ist es ferner nur den mit Lebensmitteln Handelnden erlaubt, des Sonntags — außer den Kirchenstunden — zu verkaufen.

— Der durch einen fiskalischen Prozeß bekannte Werner Funk hat sich das Prädikat beigelegt: „Amtlich geprüfter und bestätigter außerordentlicher Volks-Anwalt," nachdem er sich in Berlin zu diesem Behufe einer gesetzlichen Prüfung unterworfen, wonach er Reklamationen, Beschwerden und Gesuche an die obersten Behörden für Andere abfassen und so des Volkes Rath sein darf. Diese Stel-

lung hat er benutzt, zugleich Beschwerden u. s. w. über allgemeine Uebelstände an hohe und höchste Personen zu richten. Sie werden demnächst vor das Forum der Oeffentlichkeit treten in einer Broschüre, welche sich besonders auf die Praxis der fiskalischen Gewalt einlassen wird. Einen Theil der betreffenden Mißbräuche hat der Volksanwalt bereits privatim zur höchsten Kenntniß gebracht. Es sind besonders aufgestellt und ausgeführt: das jetzige Schonen und Ueberhandnehmen des Hoch- und Schwarzwildes in mehren Distrikten, dessen Verminderung und eventuirliche Ausrottung der verstorbene König durch eine besondere Kabinetsordre, welche Gesetzeskraft bekommen, verordnet hatte; man erblicke nun das Gegentheil dieses Gesetzes. Wenn der arme Landbewohner seine Getreide-, Kartoffel- und Gemüseernte, die ihm auf ein ganzes Jahr Unterhalt sichern soll, in einer Nacht von Hirschen und wilden Schweinen verwüstet sehe, und er suche dann um Entschädigung nach, muß er erst beweisen, daß er seinen Acker auch nächtlich bewacht und das Wild nicht habe abhalten können, er, der den ganzen Tag im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß, der übrigen Schwierigkeiten und Versäumnisse dabei nicht zu gedenken. Ferner die Klassensteuer, welche bis zum letzten Grade der Armuth gezahlt werden muß. (Uebrigens mehren sich die Handwerker, welche keine Steuer mehr bezahlen können, auf eine entsetzliche Weise: in Berlin soll es Tausende der Art geben, in Breslau 700 Schneider, 400 Tischler u. s. w.) Sodann die Art der kärglichen Schullehrer-Besoldung, welche von den Katecheten und Präzeptoren selbst eingetrieben werden muß. Sie können es den armen Eltern nicht schenken, weil sie jeden Pfennig brauchen; der Exekutor ist oft nöthig, und so wird das sittliche Band zwischen Eltern und Lehrern und Kindern zerrissen. Der Gewerbschein für Erdbeer- und Heidelbeerpflücker u. s. w. (Aach. Z.)

— Konfessioneller Streit in Breslau. Der Konsistorialrath Falk in Breslau hielt eine Reformationspredigt am 20. Oktober 1843 und ließ dieselbe in dem genannten Jahre daselbst mit der Ueberschrift: „Ich weiß, an wen ich glaube," drucken. Zwei Punkte darin, nämlich eine Aeußerung über den Papst, gegen welchen die Reformatoren zu Felde gezogen, zum Andern an die an den Nächsten zu stellende Forderung, die evangelischen Gemeindeglieder Falks als Brüder in Christo Jesu anzuerkennen und ihnen die Seligkeit nicht abzusprechen, riefen katholischer Seits einen entschiedenen Gegensatz in's Leben. Der Gegensatz wurde theils von dem Konsistorialrath Dr. Baltzer vertreten, besonders in der Streitschrift: „Das christliche Seligkeitsdogma nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse, 1844," theils von dem Lizenziaten Buchmann in einem Sendschreiben an die reformirte Gemeinde zu Breslau. Als Vertheidiger Falks treten auf: Archidiakonus Krause mit der Schrift: „Das römisch-katholische Seligkeitsdogma und Hr. Professor Dr. Balzer, 1844", Professor Suckow in seiner Zeitschrift „Der Prophet," und E. Matthaei in der Schrift: „Rom und die Humanität, 1844." Endlich suchte durch eine kleine Broschüre Konsistorialrath Dr. Böhmer in Breslau (Verlag von J. N. Kern, 1844) die Streitenden zu versöhnen; gerade sie aber ist so geringfügig ausgefallen, daß zu bezweifeln ist, sie werde irgendwelchen Eindruck machen.

— Ein kath. Priester, Kreisvikar Aust in Löwenberg, spricht in einer ruhig gehaltenen Erklärung im „Löwenberger Bürgerfreund" Nro. 48 folgende wichtige Worte: „Ueber den h. Rock selbst habe ich bereits am 23. Sonntage nach Pfingsten, noch ehe ich das Ronge'sche Schreiben gelesen und ehe ich wußte, daß er hier veröffentlicht werden würde, durch's Sonntags-Evangelium veranlaßt, der Kirchengemeinde erklärt, daß, so viel auch Wahrscheinlichkeit für dessen Echtheit vorhanden sei, es doch jedem Katholiken freistehe, ihn als echt anzuerkennen oder auch nicht, da es sich hier nicht um eine Glaubenslehre der katholischen Kirche handle."

— Am Rhein macht eine von den Bonner Professoren Gildemeister und v. Sybel herausgegebene Schrift Aufsehen, in welcher die Unechtheit des h. Rockes aus archäologischen Gründen dargethan sein soll.

— Das „Löwenberger Wochenblatt" meldet, daß mehrere dortige Katholiken, welche das Sendschreiben des Pastors Johannes Ronge ihren Mitbürgern mitgetheilt haben, von geheiligter Stelle herab als Aufrührer und arme Sünder erklärt worden. sind Auch aus der sächsischen Oberlausitz hat J. Ronge eine anerkennende Adresse aus mehreren Gemeinden (Löbau, Ebersbach, Reichenbach u. s. w. u. s. w.) erhalten. (Ob das Siegerland zurückbleiben wird, auch sein Ueberzeugung durch eine Adresse an den J. Ronge an den Tag zu legen? —)

— Ein pensionirter Offizier, so meldet die D. A. Z. aus Danzig, kommt eines Tages in den Buchladen und bittet sich Herwegh's Gedichte aus. Der Buchhändler verweigert sie ihm anfangs, da er aber besondere Diskretion verheißt, händigt er sie ihm, nichts Falsches ahnend, endlich ein. Wer malt nun den Schrecken des Verkäufers, als er kurz darauf vor die Polizei zitirt wird, wo er zu seinem Erstaunen erfährt, daß eben jener Offizier der Angeber des verbotenen Buches ist. Kaum glaublich und doch wahr! Es ist aber auf der andern Seite recht gut, wenn einige zweideutige Menschen ihr Inneres einmal nach Außen kehren und man mit sich dann im Reinen ist, wie man sich dergleichen gegenüber ein für alle Mal zu verhalten hat.

— Darmstadt, 6. Dez. Se. k. Hoheit der Großherzog haben heute Mittag den zehnten Landtag des Großherzogthums allerhöchst selbst im großherzoglichen Residenzschlosse feierlich eröffnet. (Grh. Hess. Z.)

— Das in Brüssel erscheinende Blatt „Vlaemsch Belgie" ist jetzt ebenfalls, wie man mit Bestimmtheit versichert, von den Jesuiten gewonnen, von ihnen erkauft, und zwar unter der Bedingung, daß es die flämische Bewegung nicht mehr vertreten, keine Sympathieen für Deutschland mehr kundgeben darf. Der bisherige Hauptredakteur des Blattes, de Laet, hat seine Stellung aufgegeben. Im Allgemeinen gewinnen die Jesuiten in Belgien in ihren Bestrebungen immer festeren Boden und können über bedeutende pekuniäre Mittel verfügen, wenn es heißt, irgend einen ihrer nach allen Seiten hin fischenden Zwecke zu erreichen. (Fr. O.-P.-A.-Z.)

— Bei einem Korrespondenz-Artikel der Kölnischen Zeitung aus Brüssel vom 3. d. M., in welchem die großen Anstrengungen der französischen Partei in Belgien und die Art und Weise, wie dieselbe dem germanischen Einflusse entgegenzuwirken sich abmüht, näher besprochen werden, bemerkt die Red. d. Köln. Ztg. Folgendes: „Von den geheimen Fonds, welche die Pariser Abgeordnetenkammer alljährlich votirt, wandert eine nicht unbeträchtliche Summe nach Belgien, um dort Blätter aufrecht zu erhalten oder neue Zeitungen zu gründen, die natürlich ganz in französischem Interesse sind. Es ist dem Tuilerienkabinete gleichviel, welcher politischen Farbe diese Blätter sonst angehören. Die aufgewandten Kosten tragen für Frankreich Wucherzinsen, indem sie das belgische Volk daran gewöhnen, alle Verhältnisse durch eine französische Brille zu betrachten. Von Deutschland aus hat man seither noch gar Nichts gethan, den französischen Bestrebungen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. „„Vlaemsch-Belgie"" hätte sich mit leichten Opfern der deutschen Sache erhalten lassen. Man gab es Denen preis, die Belgien von Deutschland getrennt halten wollen. Eine umsichtige deutsche Politik wird vor allen Dingen in Brüssel zwei deutsche Blätter gründen müssen, ein flämisches und ein französisches."

*Ein Gedicht ohne Titel.

Mann des Dunkels, Herr du der Finsterniß!
Wenn die Schatten steigen herab aus der Wolken Riß,
Dann wallt durch die Städte dein mächtiger Schritt,
Grauen führst du den Kindern der Menschen mit;
Um die Seiten wallet der Mantel weit,
Dein Horn verkündet die rollende Zeit,
Den Sturm, die Noth und des Todes Ruh' —

Der Gräßliche bist — Nachtwächter — du.
Du hast mich als Kind in der Wiege erschreckt,
Drum hab' ich so oft dich gefoppt und geneckt
Und kann's nicht lassen, auf diesem Blatt
Dir's anzuhängen vor Dorf und Stadt.
Willst du mich versöhnen, du Erztyrann,
So sieh dir die Welt bei Tage an;
Da magst du im Finstern schleichende Recken
Mit deinem Nachtwächterhorn erschrecken.
Tut, Tut! X. Y. Z.

Siegen, den 7. Dezember 1844.

In Folge der Erklärung des hiesigen wohllöblichen Magistrats in Nr. 20 d. Bl. wird hierdurch die ergebene Bitte ausgesprochen, das Resultat der gegen den Herrn Karl Schneider angekündigten gerichtlichen Untersuchung gefälligst veröffentlichen, oder, wenn diese, wie allgemein — auch von bewährten Juristen — behauptet wird, unterbleiben sollte, doch die Entscheidung auf die bei der höheren Behörde gemachte Anzeige dem Publikum nicht vorenthalten zu wollen. Die Sache ist nämlich wichtiger, als sie beim ersten Anblick aussieht. Es handelt sich darum, ob die durch des Königs Majestät Allerhöchstselbst nicht blos gestattete, sondern sogar gewünschte öffentliche Besprechung der Staats- und Gemeinde-Angelegenheiten auch in Siegen erlaubt sei, oder ob daselbst eine Ausnahme von der allgemeinen Regel stattfinde und die Bürger, dem Geiste der, die rege Theilnahme am Gemeinwesen sogar als Pflicht gebietenden Städteordnung entgegen, selbst über die, die Eingesessenen zunächst berührenden Gegenstände ein absolutes Stillschweigen zu beobachten haben. Daß die Besprechungen im wohlwollenden Sinne und mit der gebührenden Achtung vor den Behörden geschehen müssen, und daß es dabei gar nicht darauf ankommt, ob die betreffenden Beamten vom Staate angestellt oder von den Bürgern auf eine bestimmte Zeit gewählt sind, versteht sich ganz von selbst; aber anderseits ist es auch dringend erforderlich, einen Unterschied zwischen Personen und Sachen zu machen, indem, wenn jede freimüthige Aeußerung über letztere für persönliche Kränkung gelten soll, eine Diskussion selbst über die alltäglichsten Dinge total unmöglich gemacht wird. Doch hoffen wir von unserer freisinnigen Regierung, welche der nicht dankbar genug anzuerkennenden, erhabenen Intention Sr. Majestät gehörige Folge zu geben wissen wird, in dem vorliegenden Falle das Beste!

Die Sache anlangend, welche den Konflikt hervorgerufen, so dürfte es ein einfaches, leicht ausführbares Mittel geben, die in Nr. 18 des Bürgerblattes geschilderten Mißstände zu beseitigen. Herr Karl Schneider ist, wie die Rede geht (offiziell ist darüber, sowie über die weiteren Veränderungen im Personal des Stadtvorstandes, der Bürgerschaft leider Nichts bekannt), kürzlich zum Vorsteher der Stadtverordneten von Siegen erwählt worden, und da es nun in der revidirten Städteordnung vom 17. März 1831 § 116 heißt: „Der Magistrat sowohl, als auch die Stadtverordneten-Versammlung kann auf Einführung neuer und Aufhebung oder Abänderung bestehender Einrichtungen antragen," und ferner im § 126: „Die Stadtverordneten-Versammlung kontrollirt die Verwaltung," so darf man voraussetzen, daß geeignete amtliche Anträge zur Verbesserung der hiesigen Straßenordnung, sowie zu einer angemessenen Ausführung der darin enthaltenen Bestimmungen, um so gewisser einen guten Erfolg haben werden, als Herr Schneider bei allen gemeinnützigen Vorschlägen einer imposanten Majorität in dem von ihm präsidirten Kollegium sicher sein kann, und der hiesige wohllöbliche Magistrat ohne Zweifel gern bereit sein wird, in einer so wichtigen Angelegenheit mit den Vertretern der Bürgerschaft Hand in Hand zu gehen.

Möge daher Hr. Schneider recht bald die nöthigen Schritte thun, und möge er fest überzeugt sein, daß diese den Beifall der hiesig. Einwohner erhalten werden.

Der Dortmunder Verein für die deutsche Volksschule und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse ist Gegenstand der Debatte im Bürgerblatt geworden; damit sind wir einverstanden, jede öffentliche Sache muß besprochen sein! Allein von Demjenigen, welcher sich ein Urtheil erlaubt, dürfen wir verlangen, daß er mit dem Wesen der Sache vertraut sei; dieses ist nicht der Fall beim Verfasser des Aufsatzes in der Beilage zu Nr. 17.

An und für sich ist es für das augenblickliche Bedürfniß eine müßige Frage, über ein bestehendes Gesetz zu urtheilen, ob es gut oder schlecht sei? Genug, in Preußen ist die Volksschule Kommunalsache, und armen Gemeinden will der Verein unter die Arme greifen. So viel uns bekannt ist, sind die Schulen im Lande Siegen schlecht fundirt; hält man dort indeß verdiente Lehrer keiner Unterstützung werth, so muß der Dortmunder Verein sich bescheiden. Ohnehin fordert derselbe die Wenigerbemittelten nicht auf, der Schule direkt beizuspringen. Solche Beiträge werden für passende Volksschriften, Errichtung von Gemeindebibliotheken, Kleinkinderschulen und Fortbildung der aus der Schule Entlassenen verwandt.

Für derartige Zwecke kann der Staat nicht füglich in Anspruch genommen werden. Bedarf Siegen auch dieser Nachhülfe der Volkserziehung nicht, so ist es ungemein fortgeschritten oder sehr genügsam! Dort aber, wo solche Gaben willkommen sind, wird der Verein fortfahren, in jedes Haus zu dringen und sein Scherflein zur Hebung der arbeitenden Klassen nach Kräften beizutragen.

Die Frage: ob in diesem Fall der protestirende Verfasser oder der Verein das Volk am besten vertritt? überlassen wir ruhig der Entscheidung des Lesers! Der Ausdruck: „Der Staat setzt durch Genehmigung solcher Vereine eine Natter an seine Brust," erscheint ungemein spießbürgerlich gegen die hochherzige Kabinetsordre vom 25. Oktober.

Des Königs Majestät vertraut dem Geiste seines Volkes, und können wir somit des Gegners Beifall lächelnd entbehren. (Eingesandt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

Bei uns ist wieder zu haben: (167.)

Johannes Ronge, kath. Priester, **über die Ausstellung** des heil. Rockes. 1 Sgr.

Offenes Schreiben an **Herrn Johannes Ronge.** Von Mauritius Moritz. 2 Sgr.

Herr Johannes Ronge, der falsche „katholische Priester", und die schlechte Presse. 3¾ Sgr.

Ein Wort der Zeit über Ronge's Brief. 1 Sgr.

Wilh. Friedrich's Buchhandlung.

Mit dem 1. Oktober 1844 ist in Stuttgart bei Engelhorn und Hochdanz ein neues Journal unter dem Titel erschienen:

Allgemeine Musterzeitung.

Ein

Album für weibliche Arbeiten und Moden. Monatlich 2 Bogen Text, 1 kolorirtes Modebild und 1½ ganze Bogen Musterblätter, ausgegeben je am 1. und 16. jeden Monats.

Preis vierteljährlich 15 Sgr. — 54 kr.

Dieselbe findet wegen ihrer Brauchbarkeit viele Theilnahme. — Wir laden zu ferneren Subskriptionen mit dem Bemerken ein, daß die bereits erschienenen 4 Nummern bei uns vorräthig sind.

Wilh. Friedrich's Buchhandlung
(168.) in Siegen.

(177.) Bei C. M. Schüller in Crefeld ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neujahrsbriefe

oder Glückwünsche zum neuen Jahre für Kinder an Eltern, Großeltern, Verwandte, Verpfleger und Gönner.

8. Geh. Preis 7½ Sgr.

Diese Briefe dürfen allen Elementarlehrern empfohlen werden, in ihren Schulen Abwechslung beim Vorlegen der mannigfach geforderten Glückwunschschreiben zum neuen Jahre zu erhalten. Wenngleich auch die allgemeinen Briefsteller dergleichen Briefe mit aufführen, so ist ihre Zahl doch zu gering und ihr Ausdruck dem Jugendalter zu fremd. Hier findet sich bei großer Mannigfaltigkeit des Standpunktes und bei Verschiedenheit des Ausdrucks immer derselbe Gesichtspunkt im Auge gehalten: für Schüler in Elementarschulen.

(169.) Bei C. M. Schüller in Crefeld ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Dr. L. Ahn's
neue
holländ. Sprachlehre
zum Selbstunterricht für Deutsche.

Sechste verb. Auflage. 8. Geheftet. Preis 15 Sgr.

Die eigenthümliche Methode, welche Herr Dr. Ahn in seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken mit so großem Beifall anwendet und die ihnen sowohl zum Schulunterricht als zum Selbstgebrauche überall Eingang verschafft hat, ist derselbe auch in seiner holländischen Sprachlehre gefolgt. Wenn zudem noch der Absatz von fünf starken Auflagen binnen wenigen Jahren für den Werth eines Werkes spricht, so ist bei der vorstehenden Sprachlehre jede weitere Empfehlung überflüssig.

[170.] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Populäre Kalenderkunde

oder deutliche Auskunft über Alles, was auf den Kalender Bezug hat, und Belehrung über die Anfertigung einjähriger, hundertjähriger und immerwährender Kalender, nebst einem fertigen Kalender für alle vergangenen und künftigen Zeiten, so daß man dadurch der jährlichen Ausgabe für einen Kalender überhoben ist; herausgegeben von E. F. Schreiber. Gr. 12. Geh. 22½ Sgr.

Dieses Buch erläutert nicht allein die Regeln, nach denen die Kalender angefertigt werden, sondern es verbreitet sich auch über die alten Kalender der Aegyptier, der Griechen und Römer. Sodann gibt es die durch die Veränderlichkeit des Osterfestes bedingten einzig möglichen 35 Kalender mit einer Tabelle versehen, durch welche man den für jedes beliebige Jahr gültigen Kalender finden kann. Es erläutert endlich die Kalenderzeichen für die Erscheinungen am Himmel und theilt die nöthigen Erläuterungen zum richtigen Verständniß der letztern mit.

(171.) In allen Buchhandlungen Westphalens, der Rheinprovinz und des Herzogthums Nassau ist zu haben:

Der

Gevattersmann.

Von Berthold Auerbach.

Preis 2½ Silbergroschen oder 9 Kreuzer.

(172.) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der wohlbewanderte

Kartenkünstler

oder Anleitung zu circa 100 ganz neuen, sehr überraschenden, ja in Erstaunen setzenden Kartenkunststücken. Nebst Tabellen zu unverlierbaren Piketspielen. Vierte, durch J. B. Montag sehr vermehrte Auflage.

Duodez, geheftet. 10 Sgr.

Von der dritten Auflage sagte Helios, 1839, Nr. 5: „Was der Titel und die bescheidene Vorrede versprechen, wird im Büchlein selbst redlich erfüllt. Dieses können wir zuversichtlich beglaubigen und diese Sammlung bestens empfehlen." — Wer obigen Kartenkünstler von Montag wünscht, hüte sich vor den vielen Nachahmungen unter ganz gleichem Titel.

[173.] In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung wird erscheinen:

BATO.

Blumenlese holländischer Gedichte älterer und neuerer Zeit.

Uebersetzt von Dr. L. Troß.

Nebst einer Zugabe von G. H. van Senden.

Circa 200 Seiten. 8. In Umschlag geheftet 22½ Sgr. — fl. 1. 21 kr.

(174.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Galileo Galilei.

Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säcularjahr seines Todes.

I. Sein Leben und seine Werke.

Von Libri.

Nach dem Franz. mit Anmerkungen von F. W. Carové.

Mit Abbildung der Statue Galilei's zu Florenz. Geheftet. Preis 22½ Sgr. — fl. 1. 21 kr.

(175.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandl. erschien:

Eine Reise nach Rom.

Von Dr. Ignaz Jeitteles.

Mit einer biographischen Skizze von August Lewald und dem Bildniß des Verfassers von Kriehuber.

21 Bogen 8. Preis Rthlr. 1. 15 Sgr.

Meinen Freunden und Bekannten widme ich die erfreuliche Anzeige, daß meine liebe Frau Wilhelmine, geb. Zinn, am gestrigen Vormittag von einem gesunden Knaben glücklich entbunden wurde.

Wiesbaden, den 8. Dezember 1844.

Ludwig Friedrich.

Am Mittwoch, dem 18ten d. M., Vormittags 10 Uhr, soll in der Wohnung des Unterzeichneten der Neubau eines Königlichen Oberförster-Etablissements bei Hilchenbach öffentlich mindestfordernd verdungen werden. Unternehmungslustige werden hierzu mit dem Bemerken eingeladen, daß der Bauplan, Kostenanschlag und die Bedingungen im Inspektions-Büreau zur Einsicht offen liegen.

Die Arbeiten und Lieferungen sind veranschlagt, wie folgt:

		Thlr.	Sg.	Pf.
I. Gräberarbeit		19	26	3
II. Maurerarbeit	a. Arbeitslohn	820	27	7
	b. Materialien	2172	23	10
III. Steinmetzarbeit incl. Materialien		216	11	3
IV. Zimmerarbeit	a. Arbeitslohn	129	23	8
	b. Materialien	778	5	9
V. Schieferdeckerarbeit	a. Arbeitslohn	65	—	—
	b. Materialien	566	10	8
VI. Tischlerarbeit incl. Materialien		497	18	9
VII. Glaserarbeit incl. Materialien		170	18	9
VIII. Schlosser- und Schmiedearbeit incl. Materialien		152	17	—
IX. Anstreicherarbeit incl. Materialien		61	27	6
und X. Klempnerarbeit incl. Materialien		92	5	—
Zusammen Thlr.		5744	6	—

Siegen, den 8. Dezember 1844.

Der Königl. Bau-Inspektor,

(176.) Althof.

Für Herrn Johannes Ronge

sind ferner bei uns eingegangen:

	Thlr.	Sg.	Pf.
Von Wiesbaden, wie bereits gemeldet, durch Vermittlung der Friedrich'schen Buchhandlung fl. 66 8 kr. —	37	23	9
Von einem Freunde der Aufklärung anonym mit Postzeichen: Siegen . .	2	—	—
Von Dr. C. . . . in H—ch . . .	—	15	—
Von Frau Ch. D. in Siegen . .	1	—	—
In der Gesellschaft Concordia gesammelt von nachstehenden Gebern: Eduard Stauf 15 Sgr., Ad. Oechelhäuser 7 Sgr. 6 Pf., N. N. 7 Sgr. 6 Pf., Kreutz 15 Sgr., Theod. Kohn 7 Sgr. 6 Pf., N. 7 Sgr. 6 Pf., W. Schneider 15 Sgr., N. 7 Sgr. 6 Pf., N. 5 Sgr., J. Feilgenhauer 7 Sgr. 6 Pf., N. 7 Sgr. 6 Pf., N. 10 Sgr., N. 7 Sgr. 6 Pf., A. Berg 15 Sgr., Göbel 15 Sgr., N. 7 Sgr. 6 Pf., N. N. 1 Rthlr., N. 15 Sgr., N. 10 Sgr., Pongs 10 Sgr., Cronau 10 Sgr., Kamphoff 10 Sgr.	8	2	6
Die früher eingegangene Summe beträgt	5	6	3
Bis jetzt zusammen Thlr.	54	17	6

Nebst einer literarischen Beilage.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen.